

Ins Gedächtnis gebrannt

Zum Tod von Wolfgang Petrick

Wolfgang Petricks großartiges Werk aus figurativer Malerei, Zeichnungen und Skulpturen zeugt von einer Schaffenskraft, die keine Grenzen kannte. Seine Bilder strotzen von einer thematischen Vielfalt, die, auf einen Nenner gebracht, von der Zurichtung des Menschen durch den Menschen, der von ihm entwickelten Technik und von seiner übelsten Erfindung, dem Krieg, handelt. Der 1939 in Berlin geborene Künstler erlebte Bombennächte und SS-Männer, die KZ-Häftlinge zur Errichtung von Panzersperren antrieben. Es brannte sich unauslöschlich in sein Gedächtnis. Bereits als Schüler begann er mit dem Zeichnen. Nach dem Abitur studierte er von 1958 bis 1965 an der Westberliner Hochschule der Künste (HdK) und schloss als Meisterschüler von Werner Volkert ab. Entgegen dem damaligen Trend zur Abstraktion blieb er der Figuration treu. 1964 heiratete er die technische Zeichnerin Helma Hartmann, die sich als Autodidaktin mit surrealen, märchenhaften Gemälden als Helma einen Namen machte. Sie starb am 10. März 2025. Die gemeinsame Tochter ist die bekannte Kinderbuchautorin Nina Petrick.

In Ermangelung anderer Ausstellungsmöglichkeiten in Westberlin gründete Wolfgang Petrick 1964 zusammen mit Hans-Jürgen Diehl, Eduard Franzoske und anderen eine der ersten Produzentengalerien in Schöneberg, benannt nach ihrer Adresse: »Großgörschen 35«.

Von 1975 bis 2007 hatte er an der HdK (ab 2001 Universität der Künste) eine Professur für Malerei inne. 1981 erhielt er unter anderem den Deutschen Kritikerpreis, und 1993 wurde er in die Akademie der Künste Berlin aufgenommen. Ab Mitte der 1990er Jahre unterhielt Petrick ein Atelier in Williamsburg in New York City, was seine Motivauswahl prägte. So malte er prächtige Feuerwehrfahrzeuge, die Twin Towers und den Terroranschlag am 11. September 2001.

Bis zuletzt arbeitete er an mehreren Gemälden gleichzeitig, integrierte mit KI bearbeitete Collagen und anamorphotische Verzerrungen, verbesserte das eine und fügte dem anderen etwas hinzu. Obwohl er immer gut an zahlreiche Sammler und auch Museen verkauft hatte, ist seine 500 Quadratmeter große Studiowohnung am Berliner Lützowplatz überfüllt mit kleinen und großen Tableaus. Sein Ziel war es, »dem Ausstellungsbesucher einen Zustand von Veränderung und Deformation vor Augen zu führen«, sowohl poetische als auch »ungenießbare Bilder und Installationen« zu schaffen, die nicht einfach zu konsumieren sind.

Am 5. Dezember ist Wolfgang Petrick im Alter von 86 Jahren in Berlin gestorben.

Matthias Reichelt

Splitter im Herzen

Hans Abrahamsens »The Snow Queen« an der Semperoper Dresden. Von Kai Köhler



Das Rentier (Georg Zeppenfeld) hilft Gerda (Louise McClelland Jacobsen) bei der Suche nach ihrem Spielkameraden

Die Titelfigur kommt kaum vor. Schon im Zentrum von Hans Christian Andersen's Märchen steht das Mädchen Gerda, das seinen verschwundenen Spielgefährten Kay sucht. Der Weg führt Gerda über Stationen wie Hexenhaus und Königspalast zum Ziel. Auch Krähen, ein Rentier, eine Räubertochter und eine Finnis erweisen sich als hilfreich. Gerda findet Kay bei der Schneekönigin. Warum aber war der Junge der kalten Herrscherin gefolgt? Weil er seine kindliche Naivität verloren hat. Die Teufel hatten einen Spiegel erschaffen, der alles Schöne in hässlicher Verzerrung erscheinen lässt. Als der Spiegel zersprang, war freilich nichts gerettet, im Gegenteil: Die zahllosen Splitter setzten sich in den Augen und Herzen der Menschen fest. Und so wurden sie wie Eis.

Gerda aber ist naiv geblieben, deshalb findet sie immer wieder

Unterstützung auf ihrem Weg. Andersens reflektiert das Naive, indem er die Versuchung darstellt. Insofern erscheint es sinnvoll, die Schneekönigin im Titel zu nennen. Indem das Naive sich gegen den Verstand durchsetzen musste, gelang es auf eine neue Ebene. Nicht zufällig finden sich Gerda und Kay nach ihren Reisen als Erwachsene wieder.

Der Stoff ist nicht nur theater- und filmtauglich, sondern auch für die Oper geeignet. »Die Geschichte von Kay und Gerda« des sowjetischen Komponisten Sergei Banewitsch wurde 1980 in Leningrad uraufgeführt, Marius Felix Langes »Schneekönigin« in Duisburg im Jahr 2016. Abrahamsens Werk kam zuerst 2019 in Kopenhagen auf die Bühne und wurde seither mehrmals nachgespielt. Abrahamsen legt rhythmische Zeilen so übereinander, dass ein komplexes Muster entsteht. Zuweilen aber

sind die Register der Instrumente so nah beieinander, dass Einzelheiten im Gewebe schwer zu erkennen sind und eine Art Klangfarbenmelodie entsteht. Oft finden sich Ansätze zu erkennbaren Melodien, doch bewusst nur Ansätze, die Vertrautes erahnen lassen, ohne überkommene Wirkungen zu bedienen. Im Zusammentreffen der orchestralen Schichten und im Verhältnis von Orchester und Gesang klingt immer wieder die Tonalität an – auch auf dieser Ebene werden Erwartungen geweckt, wird ein stabiler Haltepunkt gleichwohl vermieden.

Die Komposition ist nicht eingängig, wirkt durch Klangfarbenreichtum indessen unmittelbar. Dirigent Titus Engel arbeitet das in Dresden eindrucksvoll heraus, von der sehr leisen, hell klirrenden Wintermusik des Beginns bis zu Aufgipfelungen des sehr großen Orchesters. Zumeist aber setzt

Abrahamsen sein umfangreiches Instrumentarium kammermusikalisch ein.

Das Geschehen ist auf knapp 95 Minuten in drei Akten zusammengefasst. Die Übergänge zwischen den Stationen von Gerdas Suche werden bereits in der Oper nur angedeutet. In der Dresdner Inszenierung von Immo Karaman ist diese Tendenz noch zugespitzt. Sie setzt ganz auf sinnliche Wirkung, verstärkt durch ein Tanzensemble und die Bühne Arne Walthers, die einen Wechsel zwischen der Enge der Kinderstube und einer unendlichen Zimmerflucht der Königspaläste erlaubt. Räume öffnen und schließen sich, Objekte verschwinden und tauchen wieder auf. Phantastische Gestalten drohen und locken. Karaman erweckt die Illusion, sich durch einen Traum zu bewegen, der auch Alptraum ist.

Zusammen mit der kaum fassbaren, zugleich reizvollen Musik ergibt das starke Eindrücke und wurde vom Premierenpublikum mit Grund bejubelt. Dem Verfasser dieses Artikels aber mag ein winziges Stücklein des Teufelsspiegels ins Auge oder Herz gedrungen sein und immer noch dort stecken – er sieht auch den Verlust, der in der Konzeption der Oper liegt, verstärkt durch die der Regie. Andersen hat mit Gerda eine Figur geschaffen, die sich entwickelt. Der Beginn ihrer Fahrt ist eher zufällig, am Ende handelt sie zielstrebig. In Oper und Inszenierung sieht und hört man zwar viel und Schönes, doch tritt, bei aller Beweglichkeit im Detail, die Entwicklung zurück und ist das Ergebnis im ganzen statisch.

Entsprechend schwer hatten es die Solisten. Louise McClelland Jacobsen als Gerda und Valerie Eickhoff als Kay meisterten ihre schwierigen Partien stimmungsvoll und tadellos. Doch ein wirkliches Interesse an ihren Figuren konnten sie ebenso wenig wecken wie der Bass Georg Zeppenfeld, der als Schneekönigin eine zu knappe Rolle hatte, um das Bedrohliche und Verlockende der Figur hörbar zu machen. So hat man an diesem Abend zahlreiche schöne Einzelheiten genießen können, fragt aber teuflischen Herzens, welche Zusammenhänge des Märchens dem geopfert wurden.

■ Nächste Aufführungen: 18. und 22.12.

Kämpfen, verlieren, nicht verzagen

Rita Steiningers Doppelbiographie von Zenzl und Erich Mühsam

Trotz entsprechender Jubiläen blieb Rita Steiningers Doppelbiographie von Erich Mühsam (1878–1934) und seiner Frau Kreszentia Mühsam (1884–1962), genannt Zenzl, zu wenig beachtet. Die von der Münchner Autorin kenntnisreich verfasste Arbeit stellt die Lebenswege der beiden gleichberechtigt dar und greift dazu neben bereits erschlossenen Quellen auf zahlreiche bisher unveröffentlichte Archivalien zurück.

Der in Berlin geborene Erich Mühsam wuchs in Lübeck auf, wo er eine Ausbildung zum Apothekergehilfen machte. Früh schrieb er spitzzüngige Prosa. Ab 1900 war er zurück in Berlin, und im Friedrichshainer Dichterkreis. Stets setzte er sich gegen Militarismus und Nationalismus ein. Bald führt es den unruhigen anarchistischen Dichter in den Süden, nach Ascona auf den Monte Verità und nach Genua. Im Jahr 1908 wird er in München sesshaft, bei einem Vortrag in einem Schwabinger Lokal lernt er Zenzl Elfinger kennen. Gekonnt beschreibt Steininger die damalige Zeit, die von strengen Moralvorstellungen geprägt war, die

von Kirche, Staat und Polizei überwacht wurden.

Im September 1915 heiratet das Paar. Beide beteiligten sich 1918 an der Münchner Räterepublik. Als sie im Frühjahr 1919 niedergeschlagen wird, kommen sie nur knapp mit dem Leben davon. Erich wird zu 15 Jahren Festungshaft verurteilt, Zenzl setzt sich unermüdlich für seine Freilassung ein. Nach fünf Jahren kommt er dank einer Amnestie frei und sie ziehen nach Berlin. Diese Zeit wird von der Autorin lebendig geschildert. Der unermüdliche Einsatz der Mühsams für politische Gefangene, der Kampf um die Einheitsfront der Arbeiter gegen den Faschismus und verschiedene publizistische Tätigkeiten bestimmen die 1920er Jahre. Der Leser taucht ein in die Alltagsgeschichte der Weimarer Zeit. Auch das sich verschlechternde Verhältnis Mühsams zu seinem einstigen Wegbegleiter Herbert Wehner ist Thema.

Die Faschisten drohen Mühsam schon bald mit Mord, werfen ihm die Fensterscheiben ein. Mit Zenzl plant er die Flucht, doch zu spät. Als in

der Nacht zum 28. Februar 1933 der Reichstag brennt, wird Erich aus dem Bett heraus festgenommen und ins KZ Oranienburg verschleppt. Fast täglich wird er misshandelt. Unbegreiflich, dass er dennoch standhaft bleibt. Zenzl besucht ihn regelmäßig. Nachdem die Nazis ihn fast zu Tode gequält haben, wollen sie, dass er sich selbst umbringt. Das macht er nicht. In der Nacht zum 10. Juli 1934 wird Mühsam im KZ Oranienburg ermordet.

Als Erich am 16. Juli bestattet wird, flieht Zenzl nach Prag. Man hatte sie gewarnt, die Gestapo wolle sie direkt nach der Beisetzung verhaften. Sie schwört sich, der Welt über die Nazigräuere die Augen zu öffnen. Zudem kämpft sie nun um das Werk ihres Mannes. Ihr gelingt es, den Nachlass nach Prag bringen zu lassen, und sie widmet sich seiner Herausgabe. Wilhelm Pieck bietet ihr an, in Moskau eine Werkausgabe zu ermöglichen. Doch dort wird sie zweimal festgenommen und von Wehner als Trotzkistin denunziert. Sie wird monatelang verhört und gefoltert, im September 1939 zu acht Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Im November 1946 kommt

sie krank und geschwächt frei. Doch wird sie im Februar 1949 erneut festgenommen und nach Nowosibirsk verbannt. Sie überlebt die fürchterlichen Bedingungen. Erst 1953 wird Zenzl entlassen. Im März 1955 erhält sie einen deutschen Pass und kommt Ende Juni in Ostberlin an. Dieser Leidensweg in der Sowjetunion scheint lohnend weiterzuerforschen. So die Rolle wichtiger deutscher Politiker, die des NKWD sowie der internationalen Solidarität der anarchistischen Bewegung. Zenzl Mühsam stirbt am 10. März 1962 in Berlin (DDR) und findet erst nach 1989 ihre Grabstätte neben ihrem Mann auf dem Dahlemer Waldfriedhof.

Rita Steiningers Buch ist erschütternd, doch zeigt es zugleich, wie Menschen aufrecht für ihre Ideale einstehen. Zenzl und Erich Mühsam können uns heute Vorbilder sein, um autoritären Bewegungen die Stirn zu bieten. Es ist wichtiger denn je. Siegfried Bresler

■ Rita Steininger: Weil ich den Menschen spüre, den ich suche. Zenzl und Erich Mühsam, Donat-Verlag, Bremen 2024, 264 Seiten, 19,80 Euro